Das glückhafte Niesen

Autor(en): **Stickelberger, Emanuel**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 1

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-633478

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 1 — XIV. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 5. Januar 1924

Blick in die Zukunft.

Von Heinrich Zeise.

Rufe nicht vergangne Tage,
Nicht verschwund'ne Zeit zurück;
Leb' der Gegenwart und klage
Nimmer um entschwund'nes Glück.

Liegt die Welt doch vor dir offen,
Lenke kühn des Schiffes Kiel,
Du sollst kämpfen, dulden, hoffen,
So gewinnst du dir das Ziel.

Weh dem Manne, der, verzagend,
Auf verfloß'ne Stunden schaut,
Der die Gegenwart verklagend,
Nicht der eignen Kraft vertraut;

Der mit Wehmut und voll Bangen
Rückwärts hält den Blick gewandt
Glänzend liegt — du mußt's erlangen —
Vor dir das gelobte Land.

Vorwärts, vorwärts, immer weiter!
Such' der Sehnsucht goldnes Vlies,
Dann erkämpfst du siegesheiter,
Was die Jugend dir verhieß.

Das glückhafte Niesen.

Ein Klosteridyll. Von Emanuel Stickelberger.

Wer als warmblütiges Weltkind an einem schönen Frühsommertag dem Bodensee entlang auf der Straße von Konstanz nach Romanshorn am Benediktinerinnenklösterlein Münsterlingen vorbeikam, der mochte nicht ohne leises Mitleid der zwölf Jungfrauen gedenken, die ihr Leben dem himmlischen Bräutigam geweiht hatten und es zu dessen höherem Preis nun hinter den hohen weißen Mauern vertrauern mußten. Mit geheimem Grauen vergegenwärtigte er sich etwa, wie die lebendig Begrabenen drinnen mit blassen Gesichtern oftmals zu ihren vergitterten Fenstern hinausschauten auf den buntgesprenkelten Flurenteppich, den ihre Füße nie mehr betreten würden, oder über den durchsichtige Dünste ausatmenden See, den Segelboote und Fischerkähne fröhlich bevölkerten. Und hallte der dünne Klang des Stiftsglöckleins, das zu einer Andachtsübung rief, über das Gelände, dann war ihm, als zittere ein wehmutsvoller Ton verhaltener Sehnsucht mit nach der Welt draußen, für welche die frommen Schwestern, seit sie die geistliche Hochzeit gefeiert, gestorben waren, ob auch ihre Pulse ebenso rasch schlugen und ihr Blut nicht weniger warm durchs Herz wallte wie bei ihren weltlichen Mitschwestern.

Doch der Fremdling, der solche Gedanken hegte, besaß mehr Mitgefühl als Beobachtungsgabe; sonst wäre ihm nicht entgangen, daß die scheinbar trostlosen Flächen des weißen Gemäuers da und dort von hellblauen Glyzinien und roten Kletterrosen überhängt waren und daß sich am äußersten Ende des Rechteckes Zweige dunkelgrünen Fliederlaubes herausbogen, zwischen denen Zimtröslein hervorleuchteten und einen berückend süßen Duft ausströmten. Diese blühenden Zeugen redeten allein schon davon, daß das Leben jenseits der hohen Einfassung nicht aufhörte, ja, sie ließen ahnen, daß dort eine kleine Welt sich auftat, die vielleicht unbekannte Reize barg. Und wahrlich, wer etwa gerade heute, den ersten Heumonat des Friedensjahres 1755, einen Blick in den geräumigen Klostergarten hätte tun können, der wäre inne geworden, daß die frommen Schwestern bei aller Gottseligkeit ein beschaulich werktätiges Dasein führten, das solche Weltentrückheit eher zum Gegenstand des Neides als der Teilnahme machen mußte.

Ora et labora lautete die Inschrift über der Sonnenuhr neben dem inneren Portal im Klosterhof. Und die hochwürdige Aebtissin sorgte treulich dafür, daß die Mahnung kein toter Buchstabe blieb. Jätend, begießend, der Erträgnisse des Bodens fleißig wartend, machten sich etliche Schwestern in den Beerenfeldern und Gemüsebeeten zu schaffen; der mehreren Beweglichkeit halber hatten sie die schwarzen Mettenmäntel zierlich aufgeschürzt, wohl wissend, daß die zehn Fuß hohe Wand jedem unberufenen Auge wehrte.

An der Stelle, wo der Flieder und die Zimtröslein über den Mauerrand ragten, war der Boden zu einem kleinen Hügel erhöht, so daß, wenn ein wunderfitziges Nönnlein sich auf die Zehenspitzen stellte, es durch das dunkle Laub ungesehen auf die Straße spähen und die des Weges Kommenden betrachten konnte, was nicht nur ausnahmsweise

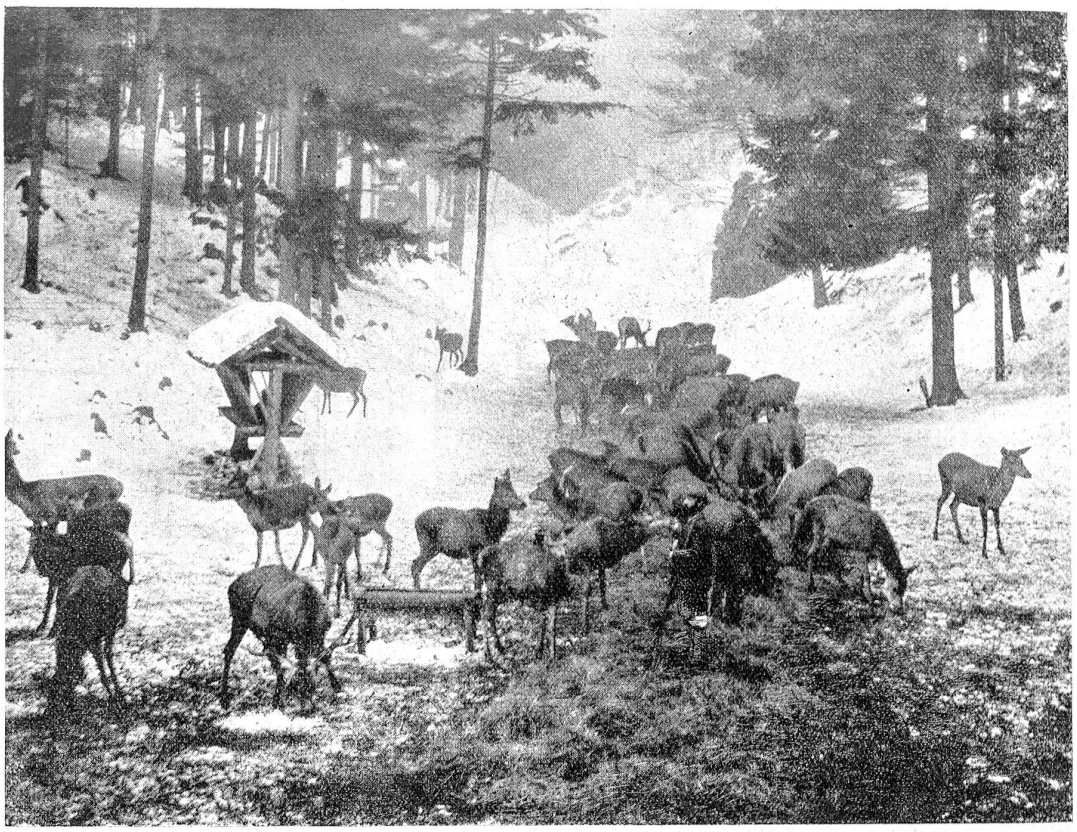
geschah. An diesem lauschigen Plätzlein saßen um einen runden Tisch die drei Schwestern Cordula, Scholastica und Wiborad nebst Jungfrau Barbara Balberin, der Tochter des reformierten Pfarrherrn im benachbarten Dorf Scherzingen. Eine innige Freundschaft verband die Konventualinnen mit dem frischen Pfarrstöchterlein, das schon als Kind ein gern gesehener Gast im Stift gewesen war; daher betreuten es die älteren Nonnen fast mütterlich, während ihm die gleichaltrigen eine schwesterliche Zuneigung entgegenbrachten. Barbaras Besuche waren rechte Freudentage, die das klösterliche Einerlei wonnesam unterbrachen; nicht nur trug ihre lebhaft fröhliche Art eine besondere Note hinein, sondern der selbst in der Klausur nicht ertötete weibliche Wissensdurst — die einzige Untugend, die von der gestrengen Aebtissin nicht bekämpft, sondern selbst, sofern es sich ohne Aufsehen mit ihrer Würde vertrug, eifrig gepflegt wurde — dieser weibliche Wissensdurst empfing durch des munteren Pfarrstöchterleins Erzählungen reichliche Nahrung. Denn sie war immer mit Neuigkeiten von nah und fern wohl versehen: Pfarrer Balber hielt eine Wochenzeitung und stand zudem mit den schöngeistigen Kreisen zu Zürich und durch sie mit solchen zu Paris, Dresden, Weimar und Berlin in regem Verkehr. So fand auch manche deutsche und französische Modeschrift zu Münsterlingen eifrige Leserinnen, zu deren Titel selbst der nachsichtige alte Beichtvater tadelnd die Finger erhob, bevor er diese segnend zum „Absolvo te" senkte. Ein anderer hätte vielleicht der Einführung der weltlichen und aufklärerischen Schriften schnell einen Riegel vorgeschoben. Allein das Kloster besaß das wohlverbriefte Recht, sich seinen Beichtiger und Diaconum selbst zu wählen, und stand im übrigen unmittelbar unter der päpstlichen Nunziatur, so daß kein Bischof ihm in seine Angelegenheiten dreinzureden hatte.

Aber auch Jungfrau Barbara empfing vom Verkehr mit ihren geistlichen Freundinnen mindestens so viel, als sie gab; hatte sie, die Halbwaise, bei den freundlichen Klosterfrauen doch ein zweites Heim gefunden, war in allerlei Handarbeiten und andern nützlichen Künsten unterwiesen worden und — was nicht das letzte war — sie hatte schon in früher Jugend erfahren dürfen, daß die Entsagung und das Sichbescheiden am richtigen Orte dem Leben den tiefsten Gehalt geben, daß der Genuß wohl geeignet ist, eine flüchtige Stunde zu verschönen, daß er sich aber allüberall der Pflicht unterzuordnen habe. Dies waren die Ansichten der hochwürdigen Mutter Felicitas, die, einem alten Rittergeschlecht des Landes entsprossen, den Aebtissinnenkrummstab mit großer Weisheit führte. Eine herbe Jugendenttäuschung hatte ihr aus innerer Notwendigkeit die Welt verschlossen und sie ins Kloster gewiesen, wo sie ihr Leid dadurch bekämpfte, daß sie das anderer zu verstehen und zu lindern suchte. Diese gütige und kluge Frau, die bei ihren fünfzig Jahren noch immer eine seltene Schönheit besaß, wurde von den Schwestern um ihrer Selbstlosigkeit und Nächstenliebe willen aufrichtig verehrt und geliebt; sie hatte unter ihnen — was inmitten eines Dutzends Evastöchter immerhin als außergewöhnlich gelten durfte — weder Feindinnen noch Neiderinnen. So war ihr Einfluß ausschlaggebend, und es herrschte zu Münsterlingen ein wahrhaft evangelischer Geist.

Ob dem Beten und Arbeiten wurde jedoch auch erlaubte Lustbarkeit nicht verschmäht. Die Blumenbeete des Klostergartens waren von den ersten Schneeglöcklein und Primeln, die die Märzsonne aus dem Boden trieb, bis zu den in ihrer kalten Schönheit noch den Spätherbstfrösten trotzenden Astern, mit denen die Grüfte der heimgegangenen Schwestern zu Allerseelen geschmückt wurden, nie ohne herrliche Zier; und aus ihren Beständen mußte nach der Aebtissin Willen den ganzen Lenz und Sommer hindurch in jeder Zelle ein Maien Rosen, Nägelein oder Goldlack, oder was die Jahreszeit immer an schönstem Blumenschmuck bot, prangen. Der frohmütige Anblick und die Gegenwart der reinen Blüten sollte, so vermeinte sie, jeden häßlichen Gedanken fernhalten und auch trübe Anwandlungen verscheuchen helfen. Sodann waren die Speisekammern mit süßem Eingemachten und Fruchtsäften, welche die Klosterfrauen trefflich zu bereiten wußten, wohl versehen; zwar wanderte davon manches ins Dorf und in die umliegenden Höfe, Kranken und Wöchnerinnen zum Labsal. Aber an den Namenstagen der Schwestern wurden die Flaschen und Töpfe mit herangezogen, die bescheidenen Festlein würdig zu begehen, und jung und alt schleckte alsdann die köstlichen Süßigkeiten um die Wette. Bei solchen Gelegenheiten waren auch allerhand Spiele verstattet, und in dem würdigen Kloster konnte es dann etwa in harmloser Ausgelassenheit zugehen wie in einer Mädchenschule. Die Aebtissin wußte wohl, daß der wohlmeinende Beichtiger, wäre er zugegen gewesen, mit einem besorgten „Modice, modice" Einsprache hätte erheben müssen. Aber sie wehrte der Fröhlichkeit nicht und überhörte selbst etwa ein übermütiges Wörtlein, das entschieden zuviel war. Warum sollte Sankt Pauli Wort: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich euch, freuet euch!" nur für die Philipper und nicht auch für die armen Nönnlein zu Münsterlingen gelten, die weiß Gott genug von den Freuden des Lebens drangegeben hatten! Auch wußte sie wohl, daß solchen Stunden des Sichgehenlassen für den Geist nicht nur Tage und Wochen fleißiger Arbeit gegenüberstanden, sondern namentlich bei den jüngeren Schwestern auch Nächte einsamen, bitteren Ringens, in denen sie die schmerzensreiche Gottesmutter um Kraft beim Erfüllen der Gelübde anflehten; gar manches Mal hatte ihr bei einem morgendlichen Rundgang durch die Zellen ein naßgeweintes Kissen davon Zeugnis gegeben. Dann wurde, wie gesagt, ohne daß darunter das tägliche Lesen des Lebens der heiligen Väter und der hochseligen Märtyrerinnen Schaden genommen hätte, aus den Werken lebender Dichter genascht; auch ein Spinett fehlte nicht und verschönte oftmals die Stunden fröhlicher Gesellschaft.

An allem diesem durfte das Scherzinger Pfarrstöchterlein teilnehmen, also daß es dem Kreise beinahe angehörte und von der Aebtissin etwa ihr weltliches Schäflein oder das dreizehnte vom Dutzend genannt wurde. Was war natürlicher, als daß auch der Freundin Geburtstag in nämlicher Weise gefeiert wurde wie die Namenstage der Schwestern? Und da es sich heute zum dreiundzwanzigstenmal jährte, daß sie, wie der pfarrherrliche Vater in das Kirchenregister eingetragen hatte, „an das Licht dieser Erden erbohren worden", war der Feierabend zwei Stunden früher als sonst angesetzt. Das erfüllte der Schwestern Herz mit

stiller Vorfreude, und das Tagewerk ging ihnen doppelt rasch von der Hand. Einstweilen saßen nur die drei, die ihre Arbeit davon nicht abhielt, beim Geburtstagskind. Cordula und Scholastica fertigten Klöppelbesätze, Wiborad aber schnitt mit haarscharfem Messer Spitzenbildchen, die von den Gläubigen an Wallfahrtsorten als Andenken erworben und hoch bezahlt wurden. Um gemalte Heilige und Blumenverzierungen entstand unter ihren kunstfertigen Händen ein Papiergewebe von unsäglicher Feinheit. Gerade schnitt sie um eine Darstellung des Märtyrertodes von St. Meinrad, der in schwarzer Benediktinerkutte entseelt am Boden lag, während die von den Raben verfolgten Mörder in ruchlos farbenfrohen Gewändern sich aus dem Staube machten, Ketten winziger Perlchen; das Bild der rauchgeschwärzten Muttergottes von Maria Einsiedeln, das darüber thronte, war bereits von einem durchbrochenen Kranz umgeben, einer wundervollen Filigranarbeit.



Wildfütterung im Winter.

Auch Barbara war nicht müßig. Aber ihre Beschäftigung war weniger auf klingenden Erwerb gerichtet als die der Nonnen, die auf solchen zur Aufbesserung der bescheidenen Einkünfte des Klosters abzielten. Sie hatte die schwarzsamtenen Kniehosen des Vaters mitgenommen und setzte der etwas durchsichtig gewordenen Stelle, die die pfarrherrliche Sitzgelegenheit zu umhüllen bestimmt war, kunstgerecht einen Flicken an.

Doch das frohsame Plaudern, das die Arbeit sonst gleich einem plätschernden Wässerlein begleitete, wollte heute nicht recht in Fluß kommen. Die Pfarrstochter machte ein durchaus ungeburtstägliches Gesicht, gab den geistlichen Gefährtinnen kurzen Bescheid und wischte sich mehr als einmal über die schönen Augen.

Erst mit dem Glockenschlage fünf, als die andern Schwestern ihr Tagewerk beendigten und herbeikamen, zu gratulieren und den geselligen Kreis in der Laube zu erweitern, als auch die Aebtissin unter ihren Schäflein Platz nahm und auf einem schneeweißen Leinlaken Körbe süßen Backwerks, sowie zwei Kannen wahrhafter und echter Schokolade aufgetischt wurden, wich auf Barbaras Gesicht der Ausdruck der Kümmernis, und sie konnte beim Anblick des fremdländischen Getränkes nicht umhin, auszurufen: „Ei, wie fürnehm werde ich nicht zu Münsterlingen traktieret!"

Sie wußte wohl, wie hoch sie die Ehrung zu schätzen hatte, denn Schokolade gab es sonst außer zu Weihnachten nur an der Aebtissin Namenstag.

„Man muß wohl ein übriges tun, will man dich auch an späteren Geburtstagen hier haben. Letztes Jahr suchtest du dir bessere Gastgeber!" scherzte Mutter Felicitas, ihr die geblümte Porzellantasse mit dem duftenden braunen Trank füllend.

„Da hat sie zu Zürich Schokolade getrunken, so ihr der hübsche Monsieur Collin spendieret," rief Schwester Wiborad, eines der jüngsten Nönnchen, anzüglich. „Was gilt's, damals hat sie's en Art" — Schwester Wiborad stammte aus St. Gallen — „noch höher estimieret denn heute!"

Barbaras Wangen färbten sich dunkelrot, als sie rief: „Der Monsieur Collin hat mich überhaupt nie mit Schokolade regalieret, daß Ihr's wisset. Und daß ich vor dem Jahr in Zürich weilte, geschah durchaus nicht aus freier Decision, sondern wegen der Vorstellungen der dortigen Verwandten, so meinen Vater zu persuadieren wußten, wie ich mutterloses Geschöpf ein bares Landpommeränzlein müsse geworden sein, dem ein Aufenthalt in der Stadt zur Perfektion der Manieren und der Edukation überaus ersprießlich sein müsse."

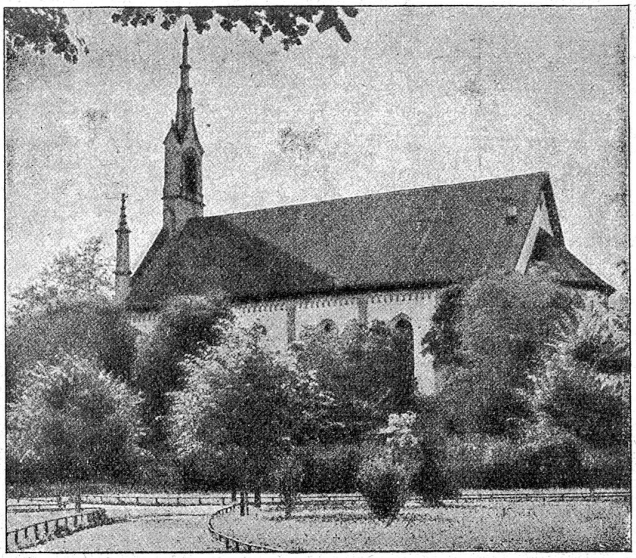
„Demnach war diese Perfektion, die du dir in Zürich holtest, der mondäne Anken auf dein ländliches Schäferinnenbrot", neckte Schwester Scholastica.

„Und der Monsieur Collin en Art die himmlische Konfitüre darauf!" übertrumpfte sie die schlimme Wiborad.

Die Aebtissin hob scherzhaft drohend den Zeigefinger. „Wiborädlein, Wiborädlein," sagte sie, „iß deine eigene Konfitüre und kümmere dich um die der andern nicht!"

Aber das lose Wiborädlein war noch nicht still. „Schaut,

wie sie rot geworden ist," tuschelte es den Mitschwestern zu. Und die Unterhaltung ging fröhlich weiter, so unge-



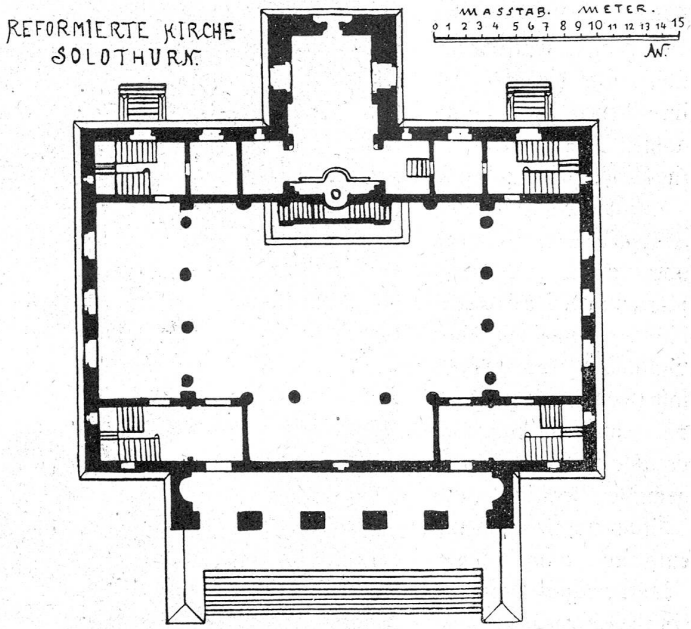
Die alte reformierte Kirche in Solothurn.

zwungen, als trenne nicht ein Gelübde und ein hohes Gemäuer das Dutzend schwatzender und lachender Frauen von der Welt draußen. Ohne je als Spielverderberin gelten zu können, wehrte die Aebtissin allzu großer Ausgelassenheit; und immer wieder fand sich abschweifendes Gespräch, von ihr fast unmerklich gelenkt, auf Gebiete zurück, denen diese und jene unter den Schwestern besondere Teilnahme entgegenbrachte. Dem Obstbau und der Einmachkunst, den so plötzlich zu europäischer Berühmtheit gelangten Idyllen des Malerpoeten Geßner, der Schneckenzucht der Kapuziner zu Frauenfeld — allem ward gebührende Beachtung und teils sachkundige, teils von Fachkenntnis weniger getrübte Erörterung geschenkt. (Fortsetzung folgt.)

Die neue reformierte Kirche in Solothurn.

Als die Nachricht durch die Tagespresse ging, die reformierte Kirchgemeinde Solothurn habe in ihrer Versammlung vom 7. Mai 1922 beschlossen, eine neue Kirche zu erstellen mit einem Aufwand von zirka 800,000 Franken, wobei Geläute und Orgel nicht mitgerechnet sind, da mochte sich mancher Zeitungsleser fragen, ob denn dieser finanzielle Aufwand dem vorhandenen Bedürfnis entspreche, ja ob überhaupt die Notwendigkeit zu einem Neubau vorliege.

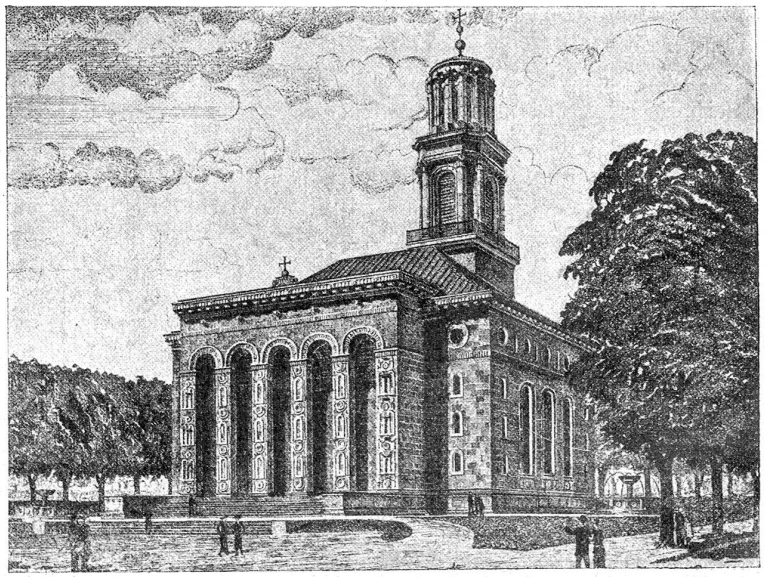
Es ist wohl verständlich, daß der ersterwähnte Einwand ausgesprochen wurde; denn wohl in keinem andern Gebiet der Schweiz hat in bezug auf die konfessionellen Verhältnisse eine derartige Umwälzung stattgefunden wie im Gebiet von Solothurn und Umgebung. Hatten im Jahre 1834 24 Hausväter die Gründung einer Kirchgemeinde veranlaßt, so war die Gemeinde im Jahre 1850 bereits auf zirka 1200 Seelen angewachsen, woran die Stadt mit 518 Personen beteiligt war. Während die Gemeinde seit dem Jahre ihrer Gründung in einer kleinen, heute verschwundenen Kapelle ihre Gottesdienste hielt, verlangte sie nun nach einer eigenen Kirche. Im Jahre 1865 begannen die Vorarbeiten zum Bau der, wie wir heute sagen, „alten" reformierten Kirche. Die Stadt schenkte den Bauplatz, der sich damals außerhalb der Altstadt befand und von ihr durch den tiefen Graben getrennt war. Nach der damals herrschenden Unsitte wurde die Kirche, wie man dem Bild (s. S. 4) entnehmen



Grundriss der neuen reformierten Kirche in Solothurn.

kann, in einer Stilart erstellt, die wenig Bemerkenswertes hatte: gotische Verzierungen, die sich an großen Bauten wirksam verwerten lassen, wurden einfach übernommen, so daß sie künstlerisch nichts zu bieten hatte. Leider wurde — was für das Ganze wichtiger wurde — auch nicht auf die nötige Solidität geachtet. Der verwendete Ostermundiger Sandstein und die einfache, teilweise verfehlte Konstruktion des Gebäudes und des aufgesetzten Türmchens hielten den Stürmen der Zeit nicht stand. Die Kirche wurde rasch alt und mußte nach maßgebenden Gutachten schon nach vier Jahrzehnten als baufällig bezeichnet werden. Zudem hatte die reformierte Bevölkerung trotz Atrennung der drei Tochtergemeinden Grenchen, Derendingen-Subingen und Biberist-Gerlafingen in den letzten Jahrzehnten ganz gewaltig zugenommen. Während es zur Zeit des Kirchenbaues von 1865—1867 in der Stadt rund 1000 Protestanten gab, ist ihre Zahl bis zur Volkszählung von 1920 auf 6038 gestiegen, so daß sie mit den 14 Landgemeinden zwischen Aare und Weißensteinkette 9369 Seelen zählt.

Für den Neubau kamen nun verschiedene Gesichtspunkte



Die neue reformierte Kirche in Solothurn. Projekt 1922.